

Viel Positives wurde bereits geschrieben zu diesem gelungenen Film. Daher möchte ich mich auf einige Anmerkungen zur schauspielerischen Leistung der Laien-Darsteller beschränken:

Es klingt so einfach, wenn man meint, diese Laien-Spieler mussten nicht viel schauspielern, um ihre Rolle darzustellen. Ich glaube, damit wird man der Leistung der Mitspieler nicht gerecht.

Von Anfang an ist erkennbar, dass hier Laien-Schauspieler mitgewirkt haben, wenngleich ihre Leistungen gar nicht unprofessionell erscheinen. Aber wer hätte denn auf den ersten Blick gedacht, dass es die Darsteller u.a. mit schweren Depressionen, starken Ängsten oder Psychosen zu tun haben? Im Making-Of des Films „Meine, Deine, Unsere Welt“ erfährt man mehr über diese Hintergründe.

Der Mut der einzelnen Darsteller, sich dort und bei den Premieren mit den eigenen Problematiken vor einer breiteren Öffentlichkeit zu outen, ist bewundernswert. Denn dies **ist** zwar ein Inklusions-Film, der Umgang mit psychischen Erkrankungen in unserer Gesellschaft ist aber immer noch sehr verhalten oder ängstlich bis ausgrenzend.

Inklusion bedeutet nicht nur das Miteinander in einem Projekt - Gesunde und weniger Gesunde stellen gemeinsam etwas auf die Beine. Hier bedeutet es vor allem, dass Menschen mit erheblichen psychischen Beeinträchtigungen nicht nur gefördert werden sollten, sondern auch gefordert wurden. Und manchmal war es auch umgekehrt: Der Regisseur musste sich dem Tempo seiner Darsteller anpassen und väterliches Verständnis aufbringen, wenn es gebraucht wurde.

In dieser Filmproduktion war es der Crew möglich, eine familiäre Atmosphäre herzustellen; gleichwohl gehört auch Mut dazu, eigene Befindlichkeiten zu äußern und die Hilfe der Crew-Mitglieder anzunehmen, z.B. wenn es darum ging, eine Szene erst später zu spielen, wenn es das Befinden nicht eher zuließ. **Das** ist gelebte Inklusion, weil sie an genau dieser Stelle vom Darsteller zwar verlangt, dass er zu seinen Schwächen steht, aber erst die Erfahrung, dass andere die Schwäche akzeptieren, kann beim Mitspieler Akzeptanz für das eigene So-Sein wachsen lassen. So ermöglicht das inklusive Miteinander Entwicklungen und Veränderungen. Auch dies sind therapeutische Prozesse – mit dem Nebeneffekt, dass ein Darsteller sich halb spielerisch, halb beruflich auf einem Terrain erproben kann, das ihm sonst kaum zur Verfügung steht. In diesem geschützten Rahmen aber schon.

Das Projekt ging über 4 Jahre, davon fielen 3 Jahre auf das Verfassen des Drehbuchs und 1 Jahr auf die Produktion des Films. In den ersten Monaten des Produktionsjahres wurde nur gelernt und geprobt. 8 Monate lang wurde gedreht, aber nur an den Wochenenden. Für die Schauspieler bedeutete dies: 5-6 Tage Alltagsgesicht, und am Wochenende begibt man sich in die Filmrolle. Ein Wechsel, der wahrscheinlich jedem Profi schwer fallen würde, denn professionelle Film-Crews drehen am Stück, schon

aus Kostengründen. Wie mag es den Laien-Spielern mit diesen Unterbrechungen ergangen sein?

Zur schauspielerischen Leistung: Sie ist nicht allein erklärbar mit dem bloßen Darstellen der eigenen Problematik unter dem Motto „ich habe meine Depressionen gespielt“ oder „ich spiele meine Ängste“ oder „mein Gesicht ist immer so depressiv und passte gut zur Rolle“. Wer schon unter Depressionen gelitten hat, weiß, dass es eher schwer fällt, sie zu zeigen oder darüber zu sprechen, geschweige denn, sie einfach so auszuknipsen oder trotzdem eine Super-Leistung zu vollbringen. Oder wer z.B. Angst hat, frei vor einer Gruppe zu sprechen, braucht ganz viel Überwindung, sich in den Mittelpunkt, hier: vor die Kamera, zu stellen, zu sprechen und sich Kritik auszusetzen. Wer Angst hat, frei zu sprechen, kann sich schlimmstenfalls vor lauter Aufregung seinen Text nicht mehr merken oder befürchtet ein Blackout, was wiederum Angst macht, den Anforderungen nicht gerecht zu werden. Stress pur. Es dann zu schaffen, muss ein gutes Gefühl gewesen sein. Und ich hoffe, dass die Schauspieler sich auch selbst dafür loben konnten.

Profi-Schauspieler haben meistens Lampenfieber, bevor sie auf die Bühne gehen. Diese Laien-Schauspieler haben vermutlich ganz häufig Lampenfieber gehabt – auch ohne große Bühne. Jede Rolle verlangt einem Schauspieler ab, sich ganz in sie hineinzu-begeben, also eigentlich eins zu werden mit ihr, und sich dabei gefühlsmäßig in die darzustellende Person zu verwandeln. Diese Anforderung galt auch bei „Apostel und Partner“. Wer aber Angst hat, wie z.B. Elizabeth Dinh es schilderte, aggressiv zu sein, jemand anzuschreien oder eine Ohrfeige zu geben, begibt sich auf unbekanntes Terrain, denn in solchen Momenten handelt der Darsteller nicht entsprechend seinem Selbstbild, sondern ganz im Gegenteil: Er tut Dinge, die er sich selbst im wirklichen Leben nicht zugesteht; auch eine „nur“ gespielte Rolle kann damit die unterschiedlichsten Gefühle auslösen, und mancher aus der Gruppe mag sich anschließend gefragt haben „bin ich das jetzt oder gehört es noch zur Rolle oder ist es vielleicht beides?“. Wir können nur hoffen, dass es keinem der Beteiligten geschadet, sondern im positiven Sinne „nebenbei“ therapeutisch, also heilend, wirksam war.

Im Making-Of „Meine, Deine, Unsere Welt“ erfahren wir dann, dass einige der Mitwirkenden nach dem Ende der Dreharbeiten in ein tiefes Loch fielen. Der strukturgebende Film-Alltag fiel weg, aber auch die geborgene Nähe zur Crew. Jeder war wieder mit sich selbst konfrontiert, auch mit seinen Ängsten oder Depressionen. Klinikaufenthalte ließen sich bei einigen nicht vermeiden. Das macht betroffen und wirft die Frage auf, ob es tragfähigere Lösungen geben sollte nach Abschluss eines Inklusions-Filmprojektes.

Von daher sind die schauspielerische Leistung und das Sich-Einlassen auf die Rolle, sowie der häufige Wechsel von Alltagsgesicht und Film-Rolle gar nicht hoch genug zu bewerten und allen Schauspielern ein großes Lob für ihre Leistung auszusprechen.

Christiane Nupnau-Herde
Diplom-Psychologin, Bremen